

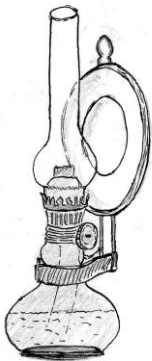
Die bescheidene Nachkriegszeit zwischen 1945 und circa 1950

von Norbert Altmaier

Nachdem die amerikanischen Soldaten bei Remagen den Rhein überquert hatten, stießen sie auf der rechten Rheinseite nach Norden und Osten vor. Allerdings war der gut achttägige Kampf im Siebengebirge noch sehr heftig gewesen. Man kann nachlesen (z. B. bei Elmar Scheuren, Kriegsende im Siebengebirge, Siegburg 1995, S. 75), dass allein die Kämpfe rund um Ittenbach – Berggipfel wie der vom Ölberg wurden von beiden Seiten mehrmals zurückerobert – 22 deutschen Zivilisten sowie rund 400 deutschen und 1100 amerikanischen Soldaten das Leben kostete. Nach zwei Wochen durfte die Zivilbevölkerung, die sich zum größten Teil in ihren Kellern aufhielt, diese zum ersten Mal verlassen und für zwei Stunden auf die Straße gehen. Völlige Waffenruhe kehrte erst an Karfreitag, dem 30. März, ein.

Jetzt also war Honnef von den Amerikanern besetzt. Man brauchte in der Nacht die Fenster zwar nicht mehr zu verdunkeln, aber ab einer bestimmten Uhrzeit herrschte Ausgangssperre bis zum nächsten Morgen. Als wir uns wieder in Selhof aufhielten, hatte ein Bewohner des Hauses in einer hellen Mondnacht mal einen Schritt vors Haus gewagt. Er sah an der nächsten Kreuzung amerikanische Wachen, die dort postiert waren, worauf er sofort ins Haus zurückkehrte. Die Wachen, die auf ihn aufmerksam geworden waren, kamen gleich darauf vors Haus und schlugen mit dem Gewehrkolben auf die Eingangstür. Das waren dann so einige Zitterpartien. Aber das normalisierte sich. Die Kinder waren da unbefangen: Wenn sie Soldaten sahen, bettelten sie bei ihnen um Schokolade und Kaugummi.

Strom gab es nur zeitweise. Das fehlende Licht, für das wir den Strom fast ausschließlich brauchten – elektrische Geräte hatte man im Haushalt (fast) noch nicht –, gab uns eine Petroleumlampe, die an einem Nagel an einem bestimmten Platz im Kelleraufgang hing, damit wir sie auch im Dunkeln einigermaßen sicher ertasten konnten.



Ungefähr so sah sie aus, unsere Petroleumlampe. Aus der Erinnerung gezeichnet.

Einige Zeit fehlte auch das Wasser in der Wasserleitung. Dann musste man mit Töpfen und Eimern zum Selhofer Schützenplatz an der Brunnenstraße unweit der Kreuzung mit der Karl-Simrock-Straße gehen; dort befand sich eine Quelle.

Die Versorgung der Bevölkerung mit den notwendigen Lebensgütern war zusammengebrochen. Man lebte von den eigenen Vorräten oder von solchen, die Bäcker und Lebensmittelläden noch zur Verfügung hatten.

Die Amerikaner versuchten zwar, so schnell wie möglich wieder eine Verwaltung aufzubauen, aber nach der Entfernung aller nationalsozialistisch belasteten Behördenmitglieder ging das nur langsam voran.

Bald gab es wieder Lebensmittelkarten; allerdings vermehrte sich das Essbare dadurch nicht, und manch einer, der sich in eine der langen Schlangen vor den Läden eingereiht hatte, musste mit knurrendem Magen wieder nach Hause gehen, weil kurz vor ihm die Zuteilung zu Ende gegangen war.

Als mein Vater Anfang August 1945 aus der Gefangenschaft heimkehrte, war die Freude groß. Die Familie war jetzt wieder zusammen, aber das Leben im Alltag gestaltete sich schwierig: Mein Vater musste jede Arbeit annehmen, die ihm zugewiesen wurde, sonst bekamen wir keine Lebensmittelkarten. Für das verdiente Geld konnte man aber fast nichts kaufen, weil es an allem mangelte. Im Übrigen half auch Geld nicht viel weiter. Wer etwas ergattern wollte, musste z.B. seinen Schmuck einsetzen oder Zigaretten, die es ja bei der Zuteilung auch für Nichtraucher gab. Ich erinnere mich, dass meine Mutter einmal einige Bettlaken aus ihrer Aussteuer für eine Flasche Öl hergegeben hat. Immerhin konnte man die in diesem Fett gebratenen Kartoffeln wenigstens mit Genuss essen, im Gegensatz zu denen, die mit Fischöl gebraten wurden. Auch das aus Mais gebackene Brot schmeckte widerlich. Ab

und zu machte man sich auf zum Betteln bei den Bauern „hinde de Strüch“. Die Ausbeute war unterschiedlich und hing von der Laune der Bauern ab.

Im Jahre 1945 hätte ich eigentlich eingeschult werden müssen, aber ein Schulbetrieb kam vorerst nicht zustande. Lehrer fehlten, und die Schulgebäude waren mit Flüchtlingen belegt. In diesem Zusammenhang las ich in dem Buch von Wolfgang Benz „Auftrag Demokratie“ (Berlin 2009, S. 135) folgendes: „Nach der Besetzung waren alle Schulen in Deutschland (soweit sie überhaupt noch funktionierten) geschlossen worden. Vor der Wiederaufnahme des Unterrichts sollten die Lehrer sowie Lehrpläne und Lehrmittel entnazifiziert werden. Angesichts der Mitgliedschaft so vieler Lehrer in der NSDAP oder deren Gliederungen war dies nicht nur ein organisatorisches Problem, die konsequente Durchführung eines umfassenden Entnazifizierungsprogramms hätte auch auf lange Zeit jeden Schulbetrieb in Deutschland verhindert.“

So kamen meine Eltern der Empfehlung nach, mich in den wieder eröffneten katholischen Kindergarten zu schicken, der während der Nazizeit so nicht existieren durfte. Ich erinnere mich, dass ich zu Weihnachten nicht nur mehrere Strophen von „Zu Betlehem geboren...“ aufsagen musste, sondern auch an einem Spiel „Rumpelstilzchen“ teilnahm. Erst Ostern 1946 kam ich in die Schule.

Tagesration für einen Deutschen in der amerikanischen Besatzungszone im Mai 1947:

18 g Zucker	375 g Brot
9 g Kaffeeersatz	5 g Butter
18 g Nudeln	2 g Käse
27 g Gries	14 g Frischmarinade
35 ccm Magermilch	30 g Fleisch

Das Jahr 1946 soll sowohl im Frühjahr als auch im Sommer sehr trocken gewesen sein, so dass die Getreideernte in Deutschland sehr mager ausfiel. Weil die Vorräte aufgebraucht waren und die Besatzungsmächte an Hilfslieferungen so ernsthaft noch nicht gedacht hatten, kam im Winter 1946/47 – es war der härteste Winter seit Jahrzehnten, in dem der Rhein zufror und auch sonst die Transportwege blockiert waren – eine Hungersnot über Deutschland. Die Lebensmittelzuteilung ging bis auf 900 Kilokalorien pro Tag für den arbeitenden Menschen zurück. Den Hausfrauen fiel es zu, aus dem Wenigen für hungrige Mäuler etwas auf den Tisch zu zaubern. „Gebrannte Grießsuppe“ gab es bei uns öfter: Zu mit etwas Fett gebräuntem Gries wurde viel Wasser geschüttet, auf dass die Mägen voll würden. Manchmal gab es auch ein wenig Einlage in Form von sauren Gurkenscheiben. Die Brotschnitten, die es tagsüber gab, wurden genau abgezählt, und wenn ich einmal etwas größeren Hunger hatte, mussten meine Eltern auf einen Teil ihrer Ration verzichten.

Das Schulbrot hieß zwar „Butterbrot“, war aber eigentlich ein Margarinebrot. Geschmacksveredler gab es noch nicht, so dass das Margarinebrot nur wegen des Hungers gegessen wurde. In der Schule hatte ich einen Mitschüler, der auf dem Gut Hagerhof lebte, wo seine Mutter Beschäftigung gefunden hatte. Dieser Schüler brachte täglich ein echtes Butterbrot, also ein mit „guter Butter“ bestrichenes Brot, mit in die Schule. Für seine Klassenkameraden war es dann eine Seligkeit, wenn sie einmal da hineinbeißen durften.

Ab August 1946 gab es schon die berühmt gewordenen CARE-Pakete einer Reihe von amerikanischen religiösen Vereinigungen (CARE = Cooperative for American Remittances to Europe). Sie enthielten Zusammenstellungen von dem, was eine Familie zum Überleben brauchte. Ich kann mich aber nicht erinnern, dass wir so etwas erhalten hätten. Auch hatten wir keinen Onkel in Amerika. Wahrscheinlich erging es vielen so, denn im Frühjahr 1947

äußerte sich der Hunger in Protesten und Demonstrationen bis hin zum Generalstreik am 3.4.1947.

Et Päckche us Amerika
Ein Karnevalslied aus Köln
von Jupp Schlösser

Enjelade hat mech, wat hück seldom es,
Ne Fründ zo nem Familijenfess.
Wat do op de Desch kom, jo, ech saren üch,
Wor nit mieh feierlich.

Ech han jekaut, immer nohgekaut,
Wat ech nit jepack krääch, en de Täsche verstaut.
Ech daach dobei: Kütt de Polizei,
Jong, dann is dat Spill vorbei!
Bis minge Fründ säht, Jupp, maach nit esu schnell,
Wat me he han, esse mer reell!

Mer krijje jede Woch e Päckche,
E Päckche us Amerika
Vom Ohm un von dr Tant,
Mer sin us Rand un Band.
Sie leben hoch, hipp, hipp, hurra,
Dä Ohm un die Tant us Amerika.

Der Kölner Erzbischof Josef Kardinal Frings hatte in seiner Silvesterpredigt 1946 für den Mundraub Verständnis geäußert. Es sei keine Sünde, wenn man das zum Überleben unmittelbar Notwendige stehle, falls man es nicht auf ordentliche Weise erwerben könne. Seitdem kannte man im Rheinland eine neue Vokabel, nämlich „fringsen“.

Mit der Ernte im Juli 1947 entspannte sich der Ernährungsnotstand etwas. Es gab jetzt die Schulspeisung, mit der den unterernährten Kindern etwas unter die Rippen gebracht werden sollte. Sie bestand morgens aus einer Flüssigkeit, meistens (Wasser-)Kakao, und mittags aus einem Eintopf, der auf die Ernährungssituation abgestimmt war. Allerdings fehlte beim Kakao meist der Zucker, so dass man sich an den Geschmack erst gewöhnen musste. Auch zu Hause war man auf Milchzuweisungen angewiesen, und wenn ein Baby in der Familie war, gab es pro Tag einen halben Liter zusätzlich. Aber die Milch war immer so stark entrahmt, dass sie ungeachtet des Schimpfens meiner Mutter anzubrennen pflegte.

Um das notwendige Öl für die „Pietschkartoffeln“ – in Fett gebratene rohe Kartoffelstücke – zu erhalten, ging mein Vater im Herbst mit mir Bucheckern sammeln. In einem nahen Buchenwald an der Zickelburg mit Baumstämmen, die man mit zwei Armen gerade umfassen konnte, waren die paar auf dem Boden liegenden Früchte für die vielen Sammler allerdings zu wenig. Clevere Leute hatten deshalb Bettlaken mitgebracht, die sie unter den Bäumen ausbreiteten. Sodann wurde der von der jeweiligen Gruppe ausgesuchte Baum mit Fußritten oder Pflastersteinen traktiert, bis er ganze Ladungen von Früchten fallen ließ. Für die zusammengetragenen Bucheckern gab es Sammelstellen, wo man die eckigen Nüsschen gegen Öl eintauschen konnte.

Nach der Rede des US-Außenministers George C. Marshall vor Absolventen der Harvard-Universität am 5. Juni 1947 konkretisierte sich im „Marshallplan“ der Wille der USA, Europa wieder auf die Beine zu helfen. Das taten sie nicht nur aus humanitären Gründen, sondern vor allem auch, um in Europa zukünftige Handelspartner zu bekommen und gleichzeitig euro-

päischen Staaten einen Anreiz dafür zu bieten, sich nicht in die Arme der Sowjetunion zu begeben.

Deutschland erhielt ebenso wie etwa 17 andere europäische Staaten einen Teil dieser Hilfe. Dies legte zusammen mit der Währungs- und mit der Wirtschaftsreform Ludwig Erhards von 1948 die Grundlage für den wirtschaftlichen Aufschwung: das „Wirtschaftswunder“.

Den Deutschen ging es wieder besser. Aber das bedeutete für viele erst einmal, dass – nach heutigen Begriffen so genannte – Existenzminimum erreicht zu haben. Wir hungerten zwar nicht mehr, aber von den anderen Dingen, die man auch zum Leben braucht, war schon lange nichts Neues mehr ins Haus gekommen. Meine Mutter schneiderte meinem Bruder und mir Kleidungsstücke aus zum Teil in der Verwandtschaft abgelegten Kleidern. Sie waren zwar nicht chic, doch sie erfüllten ihren Zweck, und im Übrigen erging es anderen nicht besser: Die Zeit der Improvisation zeigte sich auch bei der Kleidung. Mein Volksschullehrer Sommia meinte einmal, die Kleidung könne alt und verschlissen sein, aber sauber und ordentlich geflickt müsse sie schon aussehen.

Was wir an Gebrauchsgegenständen nicht selbst hatten, das wurde bei Nachbarn ausgeliehen; selbst die Milchkanne, in die unsere tägliche Milch gefüllt wurde, war nicht unser Eigentum.



Mein Bruder und ich tragen hier von meiner Mutter geschneiderte Mäntel aus Großvaters nicht mehr benutztem Bestand.

Die Arbeit im Haushalt war, wenn man die handbetriebene Kaffeemühle nicht mitzählt, frei von Maschinen. Rühren und Schlagen erfolgten mit der Hand, sei es beim Hefeteig, sei es beim Rührteig. Der notwendige Eischnee oder manchmal die Sahne wurden – wenn es notwendig war, auch im Keller – in einem schräg gehaltenen tiefen Teller im wahrsten Sinne des Wortes steif geschlagen. Der erst später aufkommende Handquirl war dann schon eine große Errungenschaft.

Zum Kochen gab es einen Herd, bei dem mindestens ein Topf direkten Kontakt mit dem Feuer haben konnte; Ringe erlaubten eine Abstufung. Für die kleinere Wärmezufuhr blieb die Herdplatte geschlossen. Das Feuern mit Holz, Brikett oder Kohle war eine Kunst für sich; denn man brauchte ja die passende Hitze zum Kochen, die schnell abebben oder überschwänglich werden konnte. Der Herd besaß auch einen Backofen, den meine Mutter aber selten benutzte. Lieber trug sie ein großes Blech Pflaumen- oder Apfelkuchen zum Bäcker.



.Eine typische Wohnküche aus den 1940er und 1950er Jahren. Vom Verfasser gezeichnet.

Irgendwann am Ende der 1940er Jahre kam ein kleiner zweiflammiger Gaskocher ins Haus. Eine Gasleitung war schon vorhanden gewesen. An diese wurde er mit einem einfachen Schlauch angeschlossen. Das Kochen war nun leichter. Aber meine Mutter hatte immer Angst, wir könnten alle durch ausströmendes Gas ums Leben kommen.

Für das Spülen des Geschirrs hatte mein Vater ein Ablaufbrett mit viel technischer Raffinesse an das gusseiserne Spülbecken gebaut, so dass diese Kombination schon sehr modern aussah.

Zum Waschen wurde im Sommer der Hof genutzt. Man setzte eine Zinkwanne auf ein Gestell, hinzu kam ein Waschbrett – und fertig war die Waschanlage. Die Kochwäsche wurde auf dem Herd im großen Einwecktopf aufgeköcht, dann in die Wanne geschüttet und anschließend einzeln auf dem Waschbrett mit Bürste oder anderen Utensilien bearbeitet. Mit einer großen Wäsche war meine Mutter etwa zwei Tage beschäftigt. Da kann man sich leicht vorstellen, dass die Wäsche am Körper nicht so schnell gewechselt und dann und wann ein bisschen Schweißgeruch gern ertragen wurde. An manchen Tagen diente die Zinkwanne auch als Badewanne.

Unter der Überschrift *Das Baden am Samstag* findet man in der Schrift „Aufbruch“ des Heimatvereins Siebengebirge^{*)} ein von Willi Fähmann erzähltes Erlebnis aus den 50er Jahren. Jedem, der zu dieser Zeit gelebt hat, wird beim Lesen dieser Zeilen die eine oder andere Szene bekannt vorkommen.

Unsere Zweizimmerwohnung [...] bot wenig Platz für ein gründliches Bad. Deshalb ging ich an der Hand meiner Mutter zur Oma in die Wolkenburgstraße. Die hatte eine schöne, große Badewanne. Sie sah aus wie ein Sargdeckel, war aus Zinkblech und lief am Fußende schmaler zu. Opa hatte sie schon aus der Kammer aus dem Anbau geholt. Dort hing sie die Woche über an der Wand. Samstags aber stand sie bereits am Nachmittag nicht weit entfernt vom Kohlenherd in der Küche.

Auf dem Herd wurde in einem Emailkessel, weiß mit blauem Rändchen, Wasser erhitzt. Zehn Eimer Wasser hatte mein Onkel Heinrich vom Kran im Flur, der einzigen Zapfstelle auf der ganzen Etage, in die Küche getragen und in den Kessel geschüttet. Ein Höllenfeuer wurde entfacht. Nur Stückkohle vom Hausbrand kam zur Verwendung. Der Kohलगries wurde für Zeiten aufgehoben, in denen es nicht so sehr darauf ankam, daß die Hitze die Herdplatte sanft erglühen ließ. Opa porkelte mit dem Stocheisen die Asche durch den Rost und orakelte: „Ein guter Zug ist das halbe Feuer“. Endlich begann der Deckel auf dem Kessel zu klappern. Oma hob ihn herab. Sie schützte die Hand mit Topflappen. Wasserdampf schoß in Schwaden in die Küche. Oma griff nach der großen Schepp, das war eine Überdimensionale Suppenkelle, und begann, von dem kochenden Wasser in die Wanne zu schöpfen. Kaltes Wasser wurde dazugegossen. „Willi, du kannst einsteigen“, sagte sie schließlich und fuhr probenhalber noch einmal mit der Hand durch das Wasser. „Es ist schön warm.“

Ich begann zu schreien [...]. Shampoo war nämlich selbst als Wort unbekannt, und für die Haare schien die Kernseife gut geeignet. Ich nehme an, dass die Haare tatsächlich sauber wurden. Leider biss diese Seife auch ganz erbärmlich in den Augen. Und da war ich nun mal besonders empfindlich. Schreien half nichts. Der Kopf wurde gewaschen ...

Arme, Beine, Körper, das alles zu waschen war eher ein Vergnügen. Schließlich war ich fertig. Nun wäre ich ja gerne in der Wanne geblieben. Aber das ging nicht. Ich mußte hinaus. Mein Vater, ein Masure mit einem weichen Herzen, hatte Mitleid mit mir und faltete mir aus Zeitungspapier ein Schiffchen. Das setzte er behutsam ins Badewasser. Solange das Schiffchen schwamm, durfte ich im warmen Wasser bleiben. Ich saß mucksmäuschenstill, damit kein Wellengang das Schiffchen kentern ließ. Aber länger als drei Minuten hielt es sich niemals über Wasser. Für den Schiffsbau ist Zeitungspapier doch wohl nicht ganz das richtige. Mein Schiff sank immer viel zu schnell. Ich wurde aus dem Wasser gehoben und auf die Kiste neben dem Herd gesetzt. Ein großes Handtuch hüllte mich ein. Vor der Wanne wurden nun drei Stühle mit hohen Lehnen aufgestellt. Darüber breitete die Oma sorgfältig Kleidungsstücke aus. Nein, nicht zum Waschen, nicht zum Anziehen, nicht zum Vorwärmen. Sie baute die spanische Wand der armen Katholiken auf. Denn nun stieg meine Mutter in das Wasser, und die wollte nicht gesehen werden. Meine Oma folgte, wenn Mutter sich sauber währte. Und Oma wollte schon gar nicht gesehen werden. Sie legte sogar noch ein Handtuch über die Türklinke, damit niemand durch das Schlüsselloch hineinspingsen konnte. Die Reihenfolge des Bades war genau festgelegt. Es ging bei den Männern nach dem Alter. Meinem Onkel Heinrich folgte mein Vater und schließlich als letzter der Opa.

Ja, es war dasselbe Wasser. Aber nach dem Bad nahm meine Oma die große Schepp, schöpfte den Schmand ab, Dreck schwimmt ja oben, und füllte etwas von dem heißen Wasser nach.

Ich weiß nicht abzuschätzen, wie lange die Badeszene eigentlich dauerte. Wenn in dem noch warmen Wasser die Männersocken gewaschen und schließlich der Boden der Küche aufgewischt worden war, dann schleppte mein Onkel Heinrich den Rest, Eimer für Eimer, hinaus in den Ausguß, Oma scheuerte die Wanne, und Opa trug sie zurück in die Kammer. Wir aber saßen rund um den Tisch. Der beim Bäcker aus dem selbstgefertigten Teig abgebackene Stuten duftete. Auf die Margarine wurde am Samstagabend – und nur am Samstagabend – Käse gelegt oder Fleischwurst. Das übliche Rübenkraut stand zwar auch auf dem Tisch, aber nur, wenn Oma gut gelaunt war, erlaubte sie, dass über den Holländerkäse noch ein Hauch von dem süßen Kraut gestrichen wurde ...

^{*)} Als Dokument und zum Schmunzeln aus H. Blumenthal, „Aufbruch“, Siegburg 2001, S. 50, in Auszügen

....

Vor hohen Feiertagen wurden nicht nur, wie an Samstagen üblich, Flur und Straße geputzt bzw. gefegt, sondern auch der Küchenboden mit einer roten Bohnerwachsschicht überzogen. Wenn das Wachs eingezogen war, galt es, den Boden mit einem Bohnerbesen blank zu polieren. Das fiel in der Regel mir zu.

Lebensmittel, die es gegen Ende der 1940er Jahre wieder in ausreichender Menge gab – die Lebensmittelkarten wurden zum 31. März 1950 abgeschafft –, kaufte meine Mutter

nebenan beim Ohlenhard. Der Laden des Herrn Ohlenhard befand sich in dem Eckhaus Brunnen- / Römerstraße. Dort konnte meine Mutter auch die eine oder andere Nachbarin treffen und, wenn man noch nicht an der Reihe war, die neuesten Nachrichten austauschen.

Der Eingang zum Laden befand sich genau an der Ecke des Hauses. Innen war es nicht besonders hell, weil die beiden kleinen Schaufenster von allerlei Gegenständen verstellt waren und die elektrischen Lampen nur mäßiges Licht abgaben; Neonröhren kannten wir noch nicht. Auf der Theke, die sich am Ende in einem kleinen Ansatz rechtwinklig fortsetzte, standen Gläser mit sauren und süßen Angeboten. An der Wand hielten große Fächer Mehl, Zucker, Gries, Hülsenfrüchte und andere lose Ware bereit. Besondere Zuteilungen wurden auch schon mal aus einem Sack verkauft. An der Waage gab es eine Vorrichtung zum Halten spitzer Tüten aus braunem Papier, in die lose Ware geschaufelt wurde.

Der Herr Ohlenhard war schon etwas älter und rauchte gern Pfeife (Pief). Wenn gerade kein Kunde da war, konnte er bisweilen der Versuchung nicht widerstehen, auch mal im Laden daran zu ziehen. Allerdings verschwand die Pief schnell unter der Ladentheke, wenn meine Mutter unverhofft eintrat; denn er wusste, dass sie Tabakrauch im Laden widerlich fand und sich auch dementsprechend äußerte.

In Selhof in der Selhofer Straße führte eine Frau Palm einen Metzgerladen. Sie erhielt Fleisch- und Wurstwaren von der Metzgerei Profitlich in Honnef nahe der Stelle, an der die Linzer Straße auf die Hauptstraße stößt. Halb Selhof holte sich bei der Frau Palm den Sonntagsbraten. Man musste anstehen; denn Fleisch war knapp. Wenn meine Mutter an der Reihe war, erhielt ich immer ein Rädchen Fleischwurst. Das ist mir im Gedächtnis geblieben.

Andererseits sang mein Vater, wenn er gut gelaunt war, ein Liedchen aus dem Repertoire seiner Jugendzeit. Darunter war auch der Karnevalsschlager: *Kut eropp, kut eropp! Bei Palms do es de Pief verstopp. Do hätt die ärm Frau Palm die janze Stuff voll Qualm.* Den Rest des Textes kenne ich nicht. Aber unter der Frau Palm habe ich mir immer die Metzgersfrau aus der Selhofer Straße vorgestellt.